

Vom Sein zum Tun

.....
Humberto R. Maturana/Bernhard Pörksen

Die Ursprünge der Biologie des Erkennens

Fünfte Auflage, 2024

.....

Inhalt

Geleitwort ... 9

Dankwort ... 10

Vorwort ... 12

I. KOSMOS EINER THEORIE ... 23

1. Ohne den Beobachter gibt es nichts ... 24

Alles Gesagte ist gesagt ... 24

Am Anfang war der Unterschied ... 27

Erklärung der Erfahrung ... 30

Das Zeitalter der Selbstbeobachtung ... 33

2. Spielformen der Objektivität ... 37

Leben im Multiversum ... 37

Vielzahl der Welten ... 42

Toleranz und Respekt ... 46

Die ästhetische Verführung ... 50

3. Biologie des Erkennens ... 53

Das Wahrheitserlebnis ... 53

Epistemologie eines Experiments ... 54

Warum das Nervensystem geschlossen ist ... 58

Der doppelte Blick ... 62

Erkennen ist Leben ... 67

4. Von der Autonomie der Systeme ... 69

Grenzen der externen Determinierung ... 69

Organisation und Struktur ... 72

Verantwortung verstehen ... 77

Ein Wunder wäre nötig ... 82

5. Wie sich geschlossene Systeme begegnen ... 85

Unwahrscheinliche Interaktionen ... 85

Strukturelle Kopplung ... 88

Der Mythos gelingender Kommunikation ... 91

Die Welt entsteht in der Sprache ... 94

6. Autopoiesis des Lebendigen ... 97

Konfrontation mit dem Tod ... 97

Eine Fabrik, die sich selbst produziert ... 100

Autopoietische und allopoietische Systeme ... 104

Die zweite Schöpfung ... 107

7. Karriere einer Idee ... 109

Ein Begriff kommt in Mode ... 109

Kniefall vor Erich Jantsch ... 111

Der Mensch ist unverzichtbar ... 114

Systemtheorie als Weltanschauung ... 115

II. ANWENDUNG EINER THEORIE ... 119

1. Psychotherapie ... 120

Der Blick des Systemikers ... 120

Varianten des Wandels ... 123

Individuum und Gesellschaft ... 127

Konstruktion der Krankheit ... 129

2. Pädagogik ... 134

Die Paradoxie der Erziehung ... 134

Dem Zuhören zuhören ... 136

Wahrnehmung und Illusion ... 139

Alle Menschen sind in gleicher Weise intelligent ... 143

III. GESCHICHTE EINER THEORIE ... 147

1. Anfänge und Inspirationen ... 148

Erkenntnisse eines Kindes ... 148

Der warmblütige Dinosaurier ... 151

Was das Auge des Frosches dem Gehirn des Frosches erzählt ... 154

2. Rückkehr nach Chile ... 159

- Konkurrenz bedeutet Abhängigkeit ... 159
- Einsichten eines Outsiders ... 162
- Der Tractatus biologico-philosophicus ... 167
- Systemische Weisheit ... 170
- Das Gehirn eines Landes ... 175

3. Erfahrung der Diktatur ... 177

- Die Entstehung von blinden Flecken ... 177
- Ideologie und Militär ... 179
- Die Ohnmacht der Macht ... 182
- Die Selbstachtung erhalten ... 185
- Begegnung mit Pinochet ... 189

4. Welten der Wissenschaft ... 195

- Das Paradoxma ... 195
- Zwischen Philosophie und Naturwissenschaft ... 198
- Bemerkungen eines Beobachters ... 201
- Pforten der Wahrnehmung ... 203

IV. ETHIK EINER THEORIE ... 207

1. Biologie der Liebe ... 208

- Die zwei Identitäten des Wissenschaftlers ... 208
- Vertrauen in die Existenz ... 211
- Soziale Systeme ... 215
- Ethik ohne Moral ... 219

Über die Autoren ... 223

.....

Geleitwort

Seit ich Humberto Maturana kenne, das ist jetzt knapp ein halbes Jahrhundert, eröffnet er seine Vorträge, sei es zu Philosophen, zu Physikern, zu Familientherapeuten, zu Managern und anderen, mit den Worten: „Zu wem auch immer ich spreche, spreche ich als Biologe.“ In den faszinierenden Gesprächen mit dem feinfühligem und gescheitem Bernhard Pörksen hat er diese Haltung beibehalten. Das Resultat ist eine groß angelegte Übersicht, die von den kniffligen Problemen der Philosophie und der Logik zu den fundamentalen Fragen der Ethik im täglichen Leben führt. Gewählt wird dabei ein zentraler Blickpunkt, der Blickpunkt des Lebens selbst. An welcher Stelle auch immer man dieses so gelungene Buch aufschlägt, man wird es bereichert und angeregt wieder schließen.

*Heinz von Foerster
Prof. h. c. der Universität Wien
Prof. em. der Universität Illinois
Rattlesnake Hill, im Februar 2002*

.....

Dankwort

Zuerst getroffen haben sich Humberto R. Maturana und ich im Mai 2000 in den Räumen der Universität von Chile im Zentrum von Santiago. Hier, in seinem Labor, entstand der Plan, gemeinsam ein Buch zu schreiben, das seine *Neurosophie*, jene besondere Mischung aus strengem und wildem Denken an der Grenze von Naturwissenschaft und Philosophie, in dialogischer Form präsentiert. Bei dieser ersten Begegnung verständigten wir uns über die Schlüsselthemen und sprachen noch vorsichtig, tastend und nach der richtigen Form suchend über die Entdeckung des Beobachters und die Biologie des Erkennens. Ein orkanartiger Regen, der halb Santiago unter Wasser setzte und das Schlauchboot zum zentralen Fortbewegungsmittel werden ließ, verhinderte zu dieser Zeit jedoch, dass wir uns häufiger sehen konnten. Im März des Jahres 2001 fanden dann schließlich, erneut in Santiago de Chile, die entscheidenden Treffen statt, aus denen dieses Buch hervorgegangen ist. Stets ging es bei diesen inhaltlich sehr unterschiedlichen Diskussionen und Debatten um eine entscheidende Veränderung, eine Umorientierung *vom Sein zum Tun*, vom Wesen eines Objekts zum Prozess seiner Entstehung. Humberto R. Maturana setzt – ganz gleich, ob es um die Zeit der chilenischen Diktatur, die Erziehung von Kindern oder aber um die Theorie der Autopoiesis geht – mit Begeisterung und intellektueller Strenge immer fundamental an: Es sind die Bedingungen, die eine Wirklichkeit erzeugen und sie überhaupt erst hervorbringen, die ihn faszinieren und die er erforschen möchte. Nichts gilt aus einer solchen Perspektive als unveränderlich und gegeben; alles kann auf seine besondere Entstehungsgeschichte zurückbezogen und aus ihr heraus erklärt werden. Beim Schreiben dieses Buches habe ich mich darum bemüht, noch etwas von dem Geist und der Dynamik dieses von Veränderungen und Verwandlungen faszinierten Denkens zu erhalten. Zu

seinem Zustandekommen hat der Carl-Auer-Systeme Verlag entscheidend beigetragen; Ralf Holtzmann und Klaus W. Müller haben mich auch bei diesem Projekt zuversichtlich und mit einem anregenden Optimismus unterstützt. Wolfram K. Köck, der das Vorwort ins Deutsche übertragen und mit mir abgestimmt hat, half immer dann aus, wenn es Übersetzungsschwierigkeiten gab; Matthias Eckoldt, Julia Raabe und Friederike Stock haben die ersten Transkriptionen durchgesehen und auch ihre kritischen Bemerkungen so charmant formuliert, dass sie den Charakter von Inspirationen bekamen. Ohne Humberto R. Maturana selbst und ohne seine schier unermüdliche Gesprächsbereitschaft wäre dieses Buch – in seinem nun vorliegenden Sosein – niemals entstanden; ohne sein Engagement und sein Vertrauen hätte es nicht geschrieben werden können. Insofern sei ihm herzlich und in besonderer Weise gedankt.

*Bernhard Pörksen
Hamburg, im Februar 2002*

.....

Vorwort

Das Dasein der Menschen vollzieht sich im alltäglichen Leben. Diese Feststellung klingt banal, und sie ist in der Tat banal. Wenn ich sie dennoch treffe, dann, um herauszustellen, dass alle unsere Tätigkeiten, ob schlicht oder kunstfertig, akademisch oder handwerklich, lediglich als Ausprägungen unseres alltäglichen Lebens erscheinen, d. h. *nur insofern* verschieden sind von unseren häuslichen Verrichtungen, als die relationalen und operationalen Räume, in denen sie ablaufen, besondere Merkmale haben und wir damit besondere Ziele, Zwecke und Wünsche verfolgen. Dieses Buch ist eine Reflexion darüber, wie wir tun, was immer wir tun, und wie die verschiedenen darin beschriebenen Ideen im Zuge meines eigenen Lebens von Tag zu Tag entstanden sind, wenn ich versuchte zu verstehen, wie wir sehen, wie wir hören ... und ganz generell, wie wir erkennen können, was wir zu erkennen beanspruchen.

Ich war ein normales Kind und lebte ein normales Leben, und vielleicht bin ich nur insoweit etwas anders als andere, als gewisse Fragen, die sich mir bereits als Kind stellten, bis heute für meine alltäglichen Aufgaben bestimmend geblieben sind. Indem ich also an diesen Fragen festhielt, lebte ich sie als Aspekte meines Alltagslebens, die ich mit den Mitteln meines Alltagslebens beantworten wollte. Das war nicht trivial. Irgendwie war ich nicht an Wesensfragen interessiert, wollte nicht wissen, wie die Dinge an sich sind, sondern wollte vielmehr herausfinden, wie sie zustande kamen. Ich liebte es, meine eigenen Spielsachen zu basteln, auf die Bäume zu klettern und auf die vielen Laute der verschiedenen Insekten zu hören. Ich liebte Insekten, Krabben, Pflanzen, Tiere überhaupt, und ich sammelte mit Begeisterung die harten Überbleibsel ihrer Körper, um herauszufinden, wie sie miteinander

verwandt und auf ihre unterschiedlichen Lebensweisen abgestimmt waren.

Ich mochte es, mich zu bewegen, herumzuspringen, zu gehen und zu laufen, und so lernte ich meinen Körper ebenso kennen wie die verschiedenen Welten, in denen ich existierte, wie sie durch meine Bewegungen entstanden und wie ich sie voller Freude lebte in allem, was ich tat. Ich fühlte mich wie die Insekten und Krabben, die ich so gerne betrachtete und deren Skelette ich untersuchte, um zu verstehen, wie sie sich aufgrund ihrer Lebensweise bewegten. Ich lebte im Tun, sah im Tun, dachte im Tun. Das widerfuhr mir einfach. Als Kind meiner Kultur lebte ich aber gleichzeitig in einer Welt, die um mich herum geschah und unabhängig von mir selbstständig existierte.

Dieses Buch zeigt die Geschichte eines metaphysischen Wandels in meinem Denken und Fühlen und meiner Auffassung des Lebens und der Welten, die ich lebe. Dieses Buch enthält aber nicht die Geschichte der Reflexionen eines Philosophen oder auch die Geschichte der Unternehmungen eines Naturwissenschaftlers, es enthält vielmehr die Geschichte einiger Aspekte der experimentellen Forschung sowie der philosophischen Reflexionen eines Biologen, der sich dafür interessiert, Leben, Wahrnehmung und Erkennen als Merkmale des ungebrochenen Lebensstroms der lebenden Systeme im Allgemeinen und des Menschen im Besonderen zu verstehen. Auch wenn dieses Buch also nicht die Geschichte einer naturwissenschaftlichen Suche enthält, erzählt es doch die Geschichte der Erweiterung des Verstehens des Lebens und des Menschseins, die sich ergibt, wenn ein Biologe als Tatsache seiner alltäglichen Erfahrung akzeptiert, dass alles, was lebende Systeme im Allgemeinen und Menschen im Besonderen tun und erfahren, im Prozess der Verwirklichung ihres Lebens als lebende Systeme stattfindet. Und das bedeutet, dass dieser Biologe folglich zur Auffassung kommt, dass Leben, Erkennen und Bewusstsein biologische Phänomene sind, die als solche durch die Merkmale der Kohärenzen des Lebendigen –, und ohne irgendwelche zusätzliche Annahmen – erklärt werden können. Unsere gegenwärtige patriarchalisch-matriarchalische Kultur lebt aus einer impliziten, gelegentlich auch expliziten metaphysischen Auffassung, gemäß der alle Existenz notwendig ein Sein und Wesenheiten voraussetzt, die unabhängig sind von dem, was wir Menschen tun. Ich nenne diese metaphysische Einstellung oder diesen fundamen-

talen Standpunkt der Reflexion unserer patriarchalisch-matriarchalischen Kultur *die Metaphysik der transzendentalen Realität*.¹

Zentral für unsere patriarchalisch-matriarchalische Kultur ist die Trennung von Schein und Sein, und die sie beherrschende Frage zielt auf das, was ist, was wirklich ist, und nicht auf das, was wir tun, wenn wir behaupten, dass etwas der Fall ist. Unser Leben in dieser Kultur besteht in der Suche nach unserem eigentlichen Sein, nach unserem wahren Ich, in einer Suche, die sich ständig als aussichtslos erweist, weil wir ja gleichzeitig *a priori* akzeptiert haben, dass diese Frage im Bereich unseres alltäglichen Lebens, wo wir all das tun, was wir eben tun, unbeantwortbar bleiben muss. Und so sind wir folglich gezwungen, entweder in einen totalen Skeptizismus zu verfallen, der sich auf die Möglichkeit bezieht, uns selbst als ichbewusste, in der Sprache handelnde lebende Systeme zu verstehen. Oder aber wir fühlen uns gezwungen, in eine Art des theologischen Denkens zu verfallen, um unsere biologisch unerklärbare Existenz als menschliche Wesen zu rechtfertigen.

Dieses Buch zeigt, wie ich diese metaphysische Einstellung unserer Kultur, die Existenz einer von uns unabhängigen Realität als das transzendente Fundament allen Geschehens selbstverständlich vorauszusetzen, aufgegeben habe, und zwar aufgrund der Einsicht, dass diese Einstellung nicht aufrechterhalten werden kann, weil sie durch unsere alltägliche Erfahrung keinerlei operationale Unterstützung erfährt. Statt also Fragen zu stellen wie „Was ist Erkennen?“ oder „Was ist Bewusstsein?“ und dabei vorauszusetzen, dass die Antwort darauf nur gefunden werden kann, wenn wir im Ansatz und in der Entwicklung unserer Überlegungen nach geeigneter Unterstützung in der Außenwelt suchen, begann ich Fragen anderer Art zu stellen, etwa „Wie können wir tun, was wir tun, wenn wir tun, was wir als Menschen tun?“ oder „Wie erkennen wir, was wir zu erkennen beanspruchen?“ oder „Wie operieren wir als Beobachter, wenn wir in irgendeinem Bereich die Unterscheidungen machen, die wir machen?“.

1 Transzendental nennt Humberto R. Maturana Theorien des Erkennens und alltägliche Auffassungen, die eine beobachterunabhängige Existenz der Welt – der Dinge und Objekte, der Prozesse und Beziehungen – als möglich voraussetzen. Die Vertreter einer solchen Position meinen, sie selbst wären zumindest prinzipiell in der Lage, die objektiven Gegebenheiten zu erkennen. (B. P.)

Solche Fragen gingen von vornherein davon aus, dass die zulässigen Antworten darauf in der Form des tatsächlichen Operierens der lebenden Systeme gegeben werden mussten. Damit akzeptierte ich explizit, dass alle die Ideen und Begriffe, die ich für die Beantwortung dieser Fragen einsetzte, aus den Kohärenzen meines Lebens als eines lebenden Systems abgeleitet worden waren, ohne dass ich irgendwelche transzendentalen Annahmen in den Prozess eingebracht hätte. Die Fragen in der Tat so zu stellen bedeutet die faktische Aufgabe der impliziten metaphysischen Einstellung oder der apriorischen Überzeugungen einer Kultur, die die Existenz einer transzendentalen Realität als das notwendige Fundament aller Existenz und somit auch als Quelle der Validierung all dessen annimmt, was wir tun oder tun können. Außerdem bedeutet eben die Tatsache, dass ich meine Fragen (z. B. „Wie können wir tun, was wir tun?“) im Rahmen meiner besonderen Einstellung formuliere, dass diese Fragen beantwortet werden können, weil sie innerhalb des Bereichs gestellt werden, in dem menschliche Wesen als lebende Systeme tun, was sie tun. Eine metaphysische Einstellung, die das Wesen des Seins für transzendental erklärt, zieht notwendig eine Haltung nach sich, die den Körper als das Fundament menschlichen Wissens, menschlichen Verstehens und menschlichen Bewusstseins ablehnt und eine Erkenntnistheorie entstehen lässt, in der der Körper die Suche nach wahrer Erkenntnis stört und behindert. Eine metaphysische Haltung dagegen, die nicht auf der apriorischen Annahme der Existenz einer transzendentalen Realität beruht, befasst sich nicht mit Wesenheiten, sondern akzeptiert, dass alles, was ein menschliches Wesen tut, aus der Dynamik seines Körpers im Prozess der Selbsterhaltung durch die Interaktion mit einem geeigneten Milieu entsteht. Aus einer solchen metaphysischen Haltung heraus werden Körper und Körperdynamik vom Beobachter als das Fundament allen menschlichen Tuns erkannt, und der Beobachter stellt die oben angeführten Fragen nach dem generellen Schema „Wie tun wir, was wir tun?“ im vollen Bewusstsein der Tatsache, dass unsere Existenz als menschliche Wesen sich in unserem relationalen Raum in der Verwirklichung unserer Körperdynamik vollzieht. Und in der Tat ist diese implizite oder explizite Annahme der Tatsache, dass wir als menschliche Wesen in der fortwährenden Erhaltung unseres menschlichen Lebens durch unsere Körperdynamik existieren, die Grundeinsicht, die zur Aufgabe der Metaphysik der transzendentalen Realität und zur

Übernahme einer neuen führt, deren Ausgangspunkt für jede Erklärung oder rationale Argumentation die Erkenntnis ist, dass wir lebende Systeme sind und alles, was wir tun, in der Verwirklichung unseres Lebens tun. *Aus der Sicht dieser Metaphysik ist unsere Biologie die Bedingung unserer Möglichkeit.* Und das kann in der Tat gar nicht anders sein, denn der Beobachter verschwindet, wenn seine Körperlichkeit zerstört wird.

Ein Beispiel: Die Metaphysik der transzendentalen Realität

Was ist das? – Ein Tisch. – Wie weißt du, dass es ein Tisch ist? – Ich weiß es, weil ich ihn sehe. – Und wie kannst du ihn sehen? – Ich kann ihn sehen, weil er da ist und weil ich die Fähigkeit besitze zu sehen, was da ist.

Dieser Gedankengang beruht auf einem apriorischen Erklärungsprinzip, das besagt, dass etwas unterschieden werden kann, weil es unabhängig vom Beobachter ist, und dass es unabhängig vom Beobachter ist, weil es real ist. Darüber hinaus beruht dieser Gedankengang auf der impliziten Annahme, dass es außerhalb meiner selbst eine eigenständige Realität gibt, welche die Grundlage ist für alles, was ich tun kann, wozu auch die Logik gehört, die diese Behauptung validiert. Nach dieser metaphysischen Einstellung ist eine Behauptung allgemein gültig mit Bezug auf etwas, was unabhängig ist von dem, was der Beobachter tut. Eine metaphysische Einstellung entsteht ganz selbstverständlich implizit in der kulturellen Erziehung eines Kindes als unreflektierter Legitimationsrahmen, der als letztgültige Grundlage der Validierung gelebt wird für alles, was in der entsprechenden Kultur als unzweifelhafte Erfahrungstatsache oder logische Begründung gilt. Dieser Rahmen bleibt gewöhnlich auch unreflektiert, und wenn sich bezüglich seiner Validität Fragen ergeben, dann ist die Grundlage der Validität der Antworten darauf gewöhnlich genau das, was man kritisch prüfen wollte. Wenn man also die Validität einer metaphysischen Einstellung reflektieren will, muss man die implizite Gewissheit hinsichtlich der Frage „Was ist Erkennen?“ und hinsichtlich der Art ihrer Beantwortung völlig aufgeben. Genau das habe ich festgestellt (und zwar in meinen neurophysiologischen Untersuchungen zur Seh Wahrnehmung), ohne mir zunächst bewusst zu sein, was ich tat, als ich mir die Frage stellte: „Was ist Sehen?“ Und ich habe es verstanden, als ich diese Frage zu beantworten suchte, indem ich den Bereich der biologischen Prozesse betrachtete, das Sehen als eine relationale Dynamik von Organismen

mus und Milieu im Bereich des Operierens des Nervensystems des Beobachters im Akt der Beobachtung konstituiert. Dieses Vorgehen ließ mich bald erkennen, dass ich die Vorstellung aufgeben musste, der Beobachter existiere als ontisch bzw. ontologisch unabhängige Entität. Gleichzeitig wurde mir klar, dass die von mir gestellte Frage mein eigenes Operieren betraf („Wie tue ich, was ich im Bereich des Sehens tue?“) und dass ich sowohl mein diesbezügliches Operieren erklären musste wie auch die für eine solche Erklärung benutzten Instrumente.

Ich musste den Beobachter (mich selbst) und das Beobachten (mein Beobachtungshandeln) als beobachtender Beobachter erklären, und ich musste das ohne jegliche ontologische Vorannahme über das Beobachten tun, und zwar unter der Voraussetzung, dass der Beobachter aus seinem Operieren als Beobachter hervorgeht und eben nicht vor seiner eigenen Unterscheidung existiert. Die Aufgabe, die ich in Angriff nahm, war eine zirkuläre Aufgabe, und ich wollte erklären, was in dieser merkwürdigen Zirkularität vor sich geht, ohne sie zu verlassen (ich wollte Erkennen durch Erkennen erklären). Ich musste folglich all das, was wir Menschen tun, durch das erklären, was wir tun, und nicht durch irgendeine Bezugnahme auf einen von uns unabhängigen Existenzbereich. *Und all das veranlasste mich, Leben, Erklären, Sprache, Emotionen und den Ursprung unseres Menschseins zu ergründen.* Ich vollzog eine metaphysische Wende, ich wechselte von der traditionellen Metaphysik, die annimmt, dass die von uns gelebte Welt bereits existiert, bevor wir sie leben, zu einer Metaphysik, in der die Welt, die wir leben, erst dadurch zu existieren beginnt, dass wir sie durch unser Tun erschaffen.

Mit dieser metaphysischen Wende gab ich eine metaphysische Einstellung auf, für die *a priori* galt, dass der Beobachter als transzendente Entität an sich existiere und entsprechende transzendente Instrumente der Erklärung und des Denkens benutzen könne. Ich nahm dagegen die Position ein, dass der Beobachter erst im Augenblick der Unterscheidung seiner selbst zu existieren beginnt, sobald er nämlich den Bereich seines Tuns im alltäglichen Leben zur Ausgangsbasis seiner Reflexionen macht. Ich vollzog diese metaphysische Wende in der Tat bereits, als ich an der Erklärung der Operationsweise des Nervensystems arbeitete, ohne dass mir bewusst war, dass ich dabei für mein Handeln als selbstverständlich voraussetzte, dass ich als der an der Erklärung arbeitende Beobachter nicht unab-

hängig von der Unterscheidung meiner selbst als Beobachter im Vollzug meines Beobachtens existieren konnte.

Ein Beispiel: Die Metaphysik der entstehenden Realität

Das Tier, das du da drüben siehst, ist ein Pferd. – Und wie weißt du, dass es ein Pferd ist? – Ich weiß, dass es ein Pferd ist, weil ich an ihm alle Merkmale eines Pferdes feststellen kann. – Und wie weißt du, dass alle die Merkmale, die du erkennen kannst, die Merkmale eines Pferdes sind? – Ich weiß das, weil ich sie an anderen Pferden gesehen habe. – Und was ist ein Pferd? – Ein Tier, das alle die, die Pferde kennen, ein Pferd nennen, weil es die Merkmale jener Tiere aufweist, die sie Pferde nennen. – Aber das ist eine zirkuläre Argumentation. – Nein, es ist die Demonstration der zirkulären Operation, welche die Validierung einer Unterscheidung im Erfahrungsbereich eines Beobachters konstituiert, wenn er als menschliches Wesen operiert.

Diese metaphysische Einstellung enthält keine ontologische Annahme, und dem Beobachter steht es jederzeit frei, die Grundlagen seiner Erklärungsweisen und Validierungsverfahren kritisch zu reflektieren. Gemäß dieser metaphysischen Position ist eine Aussage in jedem Bereich universal gültig, dessen Validitätsbedingungen sie erfüllt. Das war eine fundamentale metaphysische Wende für mich, und ich wusste zunächst gar nicht so richtig, was da mit mir geschah. Ich war ein Biologe, ein Naturwissenschaftler, der Wahrnehmung und Erkennen als biologische Phänomene zu erklären suchte, und ich wollte nicht, dass in der Formulierung meiner Erklärungen die zu erklärenden biologischen Prozesse oder Phänomene verloren gingen. Ich befasste mich daher in meinem Operieren als ein menschliches lebendes System besonders mit den Kohärenzen in meinen Handlungen und Reflexionen. Es war mir zweifellos klar, dass ich damit gleichzeitig mit der Physiologie auch Philosophie betrieb, zumindest insofern, als wir alle Philosophie betreiben, wenn wir über die Grundlagen dessen nachdenken, was wir tun. Ich habe aber ungern von Philosophie gesprochen, weil ich bei meinen Kollegen keine Zweifel an der Qualität meiner naturwissenschaftlichen Arbeit entstehen lassen wollte. Erst als meine Kollegin Ximena Dávila Yañez, die Mitbegründerin meines *Matristic Institute* für das Studium der Biologie der Kognition und der Biologie der Liebe in Santiago, zu mir sagte, sie meinte, ich hätte eine neue Metaphysik geschaffen, wurde mir vollkommen bewusst, dass ich das in der Tat getan hatte. Und

mir wurde klar, dass ich von nun an explizit eingestehen musste, dass ich nicht nur Biologie, sondern auch Philosophie betrieb. Ich bin Ximena Dávila Yañez nicht nur dafür dankbar, dass sie mir das verdeutlicht hat, sondern auch für die Erweiterung meines Verstehenshorizontes, den ihre Reflexionen bei mir bewirkt haben.

Die Trennung von Naturwissenschaft und Philosophie ist das Ergebnis einer künstlichen Klassifikation, und diese Trennung von Reflexion und Tun beeinträchtigt das Verstehen dessen, was wir als Menschen in unserem tatsächlichen Leben tun, und beschädigt unser Verständnis der verschiedenen Welten, die wir durch unser Leben hervorbringen, ebenso wie das Verständnis all dessen, was uns und in uns geschieht, wenn wir diese verschiedenen Welten leben. Und dies vollzieht sich deshalb, weil wir uns durch die Trennung von Naturwissenschaft und Philosophie die Möglichkeit nehmen, die Voraussetzungen dessen, was wir tun, angemessen zu reflektieren. Als Naturwissenschaftler glauben wir nämlich, dass jede solche Reflexion irrelevant ist, weil nur Fakten von Bedeutung sind, und als Philosophen glauben wir, dass wir letztgültige Wahrheiten brauchen und keine Pragmatik materieller Ereignisse. Der Ausdruck Naturphilosophie erfasst schon besser, was Naturwissenschaftler und Philosophen tun wollen, wenn sie einmal anfangen, aufeinander zu hören und einander zuzusehen, und zwar aus einem Geist gegenseitigen Respekts statt gegenseitiger Abwertung. Alles, was wir menschlichen Wesen tun, vollzieht sich in unserem alltäglichen Leben, und wenn wir nicht erkennen und akzeptieren, dass das so ist, können wir nicht richtig würdigen, wie unsere biologische Existenz als in Sprache handelnde lebende Systeme etwas hervorbringen kann, was keine Technik ohne die kreative Mitwirkung menschlicher Wesen hätte hervorbringen können, allein schon deshalb, weil jede Technik ein Produkt *menschlicher* biologischer Entitäten ist. Ein solches Verständnis wäre außerdem ohne die in diesem Buch dargestellte metaphysische Wende unmöglich, denn wir wären in einer endlosen Suche nach einer transzendentalen Realität gefangen, die wir *a priori* als ontologisches Fundament und somit als Ursprung all dessen betrachten, was uns in unserem Leben und Denken geschieht, die jedoch in unserem Leben nicht operational ist und sein kann.

Das Tun unseres alltäglichen Lebens ist in dem Sinne primär, als es, ob es uns gefällt oder nicht, den Ausgangspunkt für alles bildet, was wir tun und worüber wir nachdenken. Wir erklären unser Leben

durch die Kohärenzen unseres Lebens. Damit entsteht jedoch keine zirkuläre Argumentation, denn eine Erklärung ersetzt nicht, was sie erklärt. Erklärungen stellen nur dar, was geschehen muss, damit das, was erklärt wird, entstehen kann. Die Erklärungen des Beobachters und des Beobachtens ersetzen daher weder den Beobachter noch das Beobachten, sie zeigen lediglich, welche Prozesse ablaufen müssen, damit ein Beobachter und sein Operieren im Beobachten entstehen können. Und sie zeigen ebenso, wie Beobachter und Beobachten entstehen, wenn die für ihr Entstehen und ihr Operieren notwendigen Bedingungen gegeben sind. Aufgrund der in diesem Buch dargestellten metaphysischen Wende, die uns im Bereich der operationalen Kohärenzen unseres Lebens verankert (und alles, was wir tun, was immer es auch sei, tun wir in unserem Operieren als lebende Systeme), ist es folglich möglich, dass wir alles das, was wir durch die Kohärenzen unseres Lebens tun, ohne jede ontologische Vorannahme erklären können. In einer naturwissenschaftlichen Erklärung erklärt der Beobachter seine Erfahrungen mit den Kohärenzen seiner Erfahrungen, meist ohne sich der metaphysischen Implikationen seines Tuns bewusst zu sein. Ja, Naturwissenschaftler behaupten häufig, ihre Erklärungen würden durch Gesetze gestützt, die die Kohärenzen der Natur als eines objektiven Bereichs von Prozessen widerspiegeln, der prinzipiell unabhängig ist von allem, was sie tun, und sie erkennen nicht, dass die Naturgesetze Abstraktionen der operationalen Kohärenzen ihres eigenen Lebens sind.

Ich hatte als Junge das Glück, allerdings ohne es zu wissen, als eine Art Naturphilosoph aufzuwachsen, der von der anatomischen Schönheit der Lebewesen fasziniert war und ihre spontane dynamische Architektur verstehen wollte. Und ich hatte das Glück, dies aus einem im Grunde genommen reflexionsfreien Gefühl des Mitwirkens an der dynamischen Architektur des Lebendigen tun zu können, weil ich mich selbst nie als verschieden empfand von den wunderbaren Wesen, die ich sah. Aber vielleicht war ich in dieser Hinsicht gar nicht verschieden von anderen Kindern, denn ich fand mich selbst genauso neugierig wie sie, was wiederum ein Geschenk war, das mir erlaubte, in meiner Entwicklung ganz ich selbst zu bleiben und voller Respekt zu akzeptieren, was immer ich wurde.

Zum Schluss möchte ich noch festhalten, dass meine metaphysische Wende zwar in mancher Hinsicht der orientalischen Philosophie ähneln mag, dass sie sich von dieser jedoch fundamental unter-

scheidet. Die orientalische Philosophie ruht auf der Unterscheidung zwischen dem Ewigen und dem Vergänglichen und lädt uns dazu ein, den Weg der Befreiung vom Vergänglichen einzuschlagen, um das ewig Göttliche wiederzugewinnen, das wir alle besitzen. In der orientalischen Philosophie ist das Vergängliche eine Illusion, die überwunden werden muss. Gemäß der von mir vollzogenen metaphysischen Wende, also der fundamentalen metaphysischen Position der Wirklichkeitserzeugung, entstehen wir lebenden Systeme im Allgemeinen und wir Menschen im Besonderen im Bereich des Vergänglichen, wo das Transzendente eine Vorstellung ist, über die wir nichts sagen können, weil jeder entsprechende Versuch es negiert und uns im Bereich unseres alltäglichen Lebens belässt, wo das Transzendente nicht existiert. Das ist aber nicht wichtig, weil alles, was im menschlichen Leben gut ist, dem Bereich des Vergänglichen angehört und weil in ebendiesem Bereich die Liebe als das Fundament unseres Menschseins und Quelle unseres Glücks existiert.

An dieser Stelle möchte ich meiner Frau, Beatriz Gensch, Dank und Anerkennung aussprechen für die vielen Gespräche, die wir über Fragen der Ästhetik, der Philosophie und des spirituellen Lebens geführt haben, Gespräche, die mein Verständnis erweitert, mein tägliches Leben in all seinen Dimensionen bereichert und mir Freude und Zufriedenheit geschenkt haben in allem, was ich tue. Vor allem möchte ich aber dankbar festhalten, dass es diese Gespräche mit Beatriz waren, die es mir ermöglichten, als Naturwissenschaftler vorbehaltlos über Liebe zu sprechen.

*Humberto R. Maturana
Santiago de Chile, im Februar 2002*

I. Kosmos einer Theorie

1. Ohne den Beobachter gibt es nichts

ALLES GESAGTE IST GESAGT

PÖRKSEN: In Ihrem berühmt gewordenen Aufsatz *Biology of Cognition* findet sich bereits nach wenigen Seiten ein unschuldig wirkender Satz, der mir für Ihr gesamtes Werk zentral erscheint. „Alles, was gesagt wird“, so liest man hier, „wird von einem Beobachter gesagt.“ Wie ist das zu verstehen?

MATURANA: Das Gesagte lässt sich unter keinen Umständen von demjenigen trennen, der etwas sagt; es gibt keine überprüfbare Möglichkeit, die eigenen Behauptungen mit einem Bezug zu einer beobachterunabhängigen Realität zu versehen, deren Vorhandensein man womöglich als gegeben voraussetzt. Niemand vermag einen privilegierten Zugang zu einer externen Wirklichkeit oder Wahrheit zu beanspruchen.

PÖRKSEN: Nun gibt es allerdings zahllose Menschen, die behaupten, ihre jeweiligen Vorstellungen seien wahr und unbedingt gültig.

MATURANA: Stimmt. Wer jedoch meint, seine Annahmen seien in einem absoluten Sinne wahr, der begeht einen entscheidenden Fehler: Er verwechselt Glauben und Wissen, er schreibt sich Fähigkeiten zu, die er als ein lebendes Wesen einfach nicht besitzen kann. Natürlich ist es in unserer Kultur üblich geworden, zwischen dem Beobachter und dem Beobachteten oder dem Subjekt und dem Objekt zu trennen, ganz so, als gäbe es eine Differenz zwischen beiden, als seien beide voneinander getrennt. Wenn man dies annimmt und akzeptiert, dann geht es darum, die Beziehung zwischen diesen beiden unabhängig voneinander wahrgenommenen Entitäten genauer zu be-

schreiben. Ich behaupte dagegen, dass diese Trennung nicht weiterführt, und möchte zeigen, welchen Anteil der Beobachter an seinen Beobachtungen besitzt.

PÖRKSEN: Was bedeutet eine solche Auffassung für die alltägliche Vorstellung von Erkenntnis? Da draußen gibt es, so nimmt man gemeinhin an, eine Welt der Objekte, die bestimmt, was wir wahrnehmen und beschreiben. Was geschieht, wenn man Ihren Schlüsselsatz ernst nimmt, mit dieser äußeren Wirklichkeit?

MATURANA: Schon die Annahme, dass diese äußere und von uns unabhängige Wirklichkeit existiert, erscheint dann als eine fundamental unsinnige und nichts sagende Vorstellung: Man kann sie in keiner Weise validieren. Natürlich gibt es diverse Philosophen, die glauben, dass sich diese absolute Realität zwar nicht erkennen lässt, aber ihre Existenz gleichwohl als gegeben voraussetzen: Auf die Gewissheit eines beobachterunabhängigen Bezugspunktes, der sich irgendwo im Hintergrund befindet, wollen sie nicht verzichten.

PÖRKSEN: Bereits Kant unterscheidet zwischen einer absoluten Wirklichkeit, einem *Ding an sich*, und einer *Welt der Erscheinungen*; allein sie sei uns, so heißt es, zugänglich.

MATURANA: Woher will man wissen, dass diese absolute Wirklichkeit besteht, von deren Unerkennbarkeit man doch gleichzeitig ausgeht? Das ist ein sinnloses Gedankenspiel, weil man über die als unabhängig bezeichnete Realität eben doch nur in Abhängigkeit von der eigenen Person zu sprechen vermag. Wenn ich dagegen betone, dass alles Gesagte von einem Beobachter gesagt wird, dann rückt eine andere Schlüsselfrage ins Zentrum, die das gesamte traditionelle System der philosophischen Auseinandersetzung mit der Realität, der Wahrheit und dem Wesen des Seins verändert: Sie handelt nicht mehr von Erforschung einer äußeren Wirklichkeit, die man als extern und gegeben wahrnimmt und voraussetzt. Es ist der Beobachter, dessen Operationen ich – operierend als ein Beobachter – verstehen möchte; es ist die Sprache, die ich – in der Sprache lebend – erklären will; es ist das Sprechen, das ich – sprechend – genauer beschreiben möchte. Kurzum: Es gibt keine Außenansicht dessen, was es zu erklären gilt.

PÖRKSEN: Die unmittelbare Konsequenz ist, wenn ich Ihnen folge, dass die strikte Gegenüberstellung von einer äußeren Welt und einem erkennenden Subjekt kollabiert: Die Situation rutscht ins Zirkuläre.

MATURANA: Das ist der entscheidende Punkt. Der Beobachter ist das Forschungsthema, das ich habe, er ist das Forschungsziel und gleichzeitig unvermeidlich das Instrument der Erforschung; in der Tat handelt es sich hier um eine zirkuläre Situation, die die klassisch gewordene Unterscheidung zwischen dem Beobachter und dem Beobachteten aufhebt. Mein Interesse gilt nicht der Frage, ob tatsächlich eine vom Beobachter unabhängige und von mir oder einem anderen erkennbare Welt existiert, sondern ich benutze – ohne irgendeine ontologische Annahme zu machen – den Beobachter als den Ausgangspunkt meines eigenen Denkens: Diese Entscheidung beruht allein auf meiner Neugier, einem Interesse an den involvierten Fragen; es gibt für sie keinen höheren Grund, kein ontologisches Fundament, keine universal gültige Begründung. Der Beobachter beobachtet, er sieht etwas und bejaht oder verneint seine Existenz und tut, was er eben tut. Was unabhängig von ihm existiert, ist notwendig eine Sache des Glaubens, nicht des gesicherten Wissens, denn stets muss es jemand geben, der etwas sieht.

PÖRKSEN: Wenn ich über Ihren Schlüsselaphorismus genauer nachdenke, wird mir etwas unwohl: Eine solche Annahme hat etwas so Unbedingtes und Unwiderlegbares. Natürlich, so bemerkt man unmittelbar, wird alles Gesagte von einem Beobachter gesagt. Man kommt um diese Einsicht dann nicht mehr herum, sie erscheint unausweichlich. Deshalb: Unter welchen Bedingungen ließe sich dieser Satz widerlegen?

MATURANA: Gott wäre der Einzige, der dies tun könnte: Gott wäre in der Lage, über alles zu sprechen, ohne es zu beobachten, da er alles ist. Aber wir besitzen diese Fähigkeit Gottes nicht, da wir unvermeidlich als menschliche Wesen operieren müssen. Es lässt sich nichts sagen, ohne dass es eben eine Person ist, die etwas sagt.

PÖRKSEN: Das würde – frei nach Protagoras – bedeuten: Der Beobachter ist das Maß aller Dinge.

MATURANA: Ich möchte diese Aussage noch verstärken: Der Beobachter ist die Quelle von allem. Ohne ihn gibt es nichts. Er ist das Fundament des Erkennens, er ist die Basis jeder Annahme über sich selbst, die Welt und den Kosmos. Sein Verschwinden wäre das Ende und das Verschwinden der uns bekannten Welt; es gäbe niemanden mehr, der wahrnehmen, sprechen, beschreiben und erklären könnte.

AM ANFANG WAR DER UNTERSCHIED

PÖRKSEN: Wie können Sie so sicher sein, dass es ohne den Beobachter nichts gibt? Eine solche Behauptung ließe sich ja als die Präsentation einer neuen Wahrheit verstehen und interpretieren. Und dann würden Sie sich selbst widersprechen.

MATURANA: Es geht nicht um eine neue Wahrheit, sondern ich möchte mit der Konzentration auf den Beobachter und die Operation des Beobachtens ein Forschungsthema präsentieren und gleichzeitig einen Weg skizzieren, mit diesem Forschungsthema umzugehen. Man muss sich klar machen, dass die Vorstellung von etwas Gegebenem und Existentem, dass schon der Verweis auf eine Realität oder eine wie auch immer verstandene Wahrheit unvermeidlich Sprache benötigt. Was immer man über diese Wahrheit oder Wirklichkeit zu sagen vermag, ist stets auf die Verwendung von Sprache verwiesen; das von uns angeblich Unabhängige wird nur durch Sprache überhaupt beschreibbar, es taucht erst in einem Akt der Unterscheidung in der Sprache auf. Selbst wenn man meditiert und glaubt, man befinde sich in einem Zustand reinen Bewusstseins, dann muss man sich gleichwohl eingestehen: Auch das Nachdenken über diesen Zustand bedient sich der Sprache.

PÖRKSEN: Wollen Sie damit sagen, dass wir der Sprache nicht entfliehen können und nie aus dem Universum des Sprachlichen herauskommen?

MATURANA: Sprache ist kein Gefängnis, sondern eine Form der Existenz, eine Art und Weise des Zusammenlebens. Schon wenn man sagt, man könne der Sprache nicht *entfliehen*, denkt man gewöhnlich, dass da ein anderer Ort, ein Ort jenseits der Sprache existiert, den es

– obwohl er vielleicht dauerhaft unerreichbar sein mag – gleichwohl gibt. Bereits diese Voraussetzung mache ich nicht. Es ist sinnlos, wenn man in der Sprache lebt, über eine andere Welt nachzudenken, die sich jenseits der Sprache befindet. – Denken Sie nur an die vergleichbare Frage: Wenn alles Teil des Universums ist, kann ich dann aus dem Universum hinauskommen? Die Antwort muss lauten: Wo auch immer ich hingehe, befindet sich das Universum. Es wandert mit mir mit.

PÖRKSEN: Ist Ihr Schlüsselbegriff des Beobachters dann nicht etwas unglücklich gewählt? Alltagssprachlich betrachtet, handelt es sich doch um einen Begriff der Trennung: Man beobachtet, man hält Distanz und behauptet indirekt die eigene Neutralität. Wäre es da nicht besser, nicht mehr von einem Beobachter, sondern von einem Teilnehmer zu sprechen? Er ist untrennbar mit der ihn umgebenden Welt verbunden.

MATURANA: Mich macht der Begriff des Beobachters überhaupt nicht unglücklich, weil wir in unserem ganz alltäglichen Erleben auf eine Weise sprechen, die beständig nahe legt, dass die Dinge, mit denen wir umgehen und die wir wahrnehmen, eine von uns unabhängige Existenz besäßen. Auch über uns selbst sprechen wir so, als wären wir von uns getrennt, als könnten wir uns von einem externen Standpunkt aus beobachten. Das heißt: Der Beobachter ist jemand, der etwas – selbst die eigene Person – auf eine Weise unterscheidet, als ob es von ihm ablösbar wäre. Auch diese Erfahrung gilt es dann zu erklären.

PÖRKSEN: Verstehe ich richtig? Ziel ist es eben auch zu begreifen, warum wir überhaupt etwas als von uns getrennt erleben?

MATURANA: Genau, ebendeshalb gefällt mir der Vorschlag, von einem *Teilnehmer* zu sprechen, nicht. Er verwirrt eher, denn der Begriff der Teilnahme enthält bereits eine Erklärung und eine fertige Antwort, die dann nur noch die Frage zulässt, wie sich die schon vorausgesetzte Teilnahme gestaltet. Der Tisch und die Stühle in diesem Zimmer, meine Jacke, der Schal, den ich trage – all diese Dinge erscheinen mir doch so, als besäßen sie eine Existenz, die von mir unabhängig ist: Man steht vermeintlich außerhalb der gegebenen Situation, man ist vermeintlich von ihr getrennt. Das heißt: Beobachten ist eine Erfahrung, die auch von der scheinbar unabhängigen Existenz

der Dinge handelt. Und das Problem, das sich stellt, lautet: Woher weiß ich, dass diese Dinge da sind? Welche Form der Behauptung mache ich, wenn ich sage, dass die Welt, die sich da vor meinen Augen entfaltet, unabhängig von mir besteht?

PÖRKSEN: Sie gehen also von der Erfahrung der Getrenntheit aus, um dann zu der Einsicht zu gelangen, dass wir an der Konstruktion unserer jeweiligen Wirklichkeit unvermeidlich unseren Anteil haben, dass wir mit ebendieser Wirklichkeit verbunden sind.

MATURANA: Am Anfang steht die Erfahrung der Getrenntheit, die sich in die Einsicht der Verbundenheit verwandelt. Aber natürlich bin ich nicht Teil des Objektes, das ich beschreibe; ich bin, wenn ich auf das Glas, das hier auf dem Tisch steht, zeige, nicht Teil des Glases. Aber die Unterscheidung des Glases hat mit mir zu tun; ich bin es, der es beschreibt und der diese Unterscheidung verwendet. Umgekehrt gesagt: Wenn ich oder ein anderer diese Unterscheidung nicht vornimmt, dann existiert die konkrete oder begriffliche Entität auch nicht, die durch ebendiese Unterscheidung eingegrenzt und von einer Umgebung abgehoben wird.

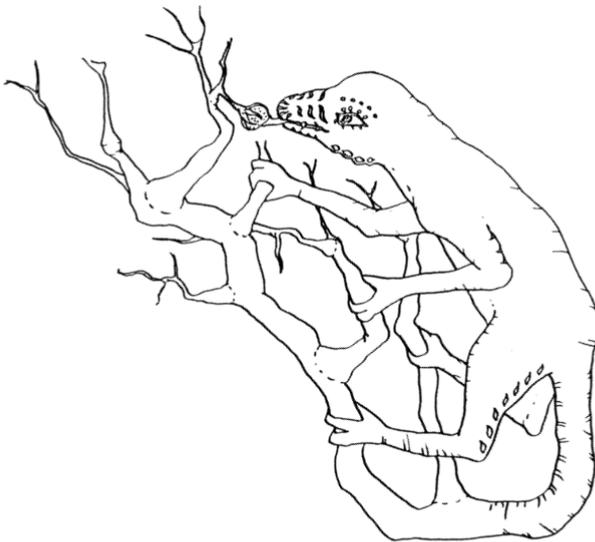


Abb. 1: Der Baum der Erkenntnis: Nichts, was ein Lebewesen erfährt, ist unabhängig von ihm. (Zeichnung von Marcelo M. Maturana)

PÖRKSEN: Die Unterscheidung, die man gebraucht, wäre demnach so etwas wie ein Urknall der Erkenntnis, der Startpunkt einer Realitätskonstruktion: Zuerst muss man etwas unterscheiden, um überhaupt etwas zu sehen.

MATURANA: So ist es. Nur was unterschieden wird, existiert. Es unterscheidet sich zwar von einem selbst, aber ist eben durch die Operation des Unterscheidens mit der eigenen Person verbunden. Wenn ich etwas unterscheide, dann taucht das Unterschiedene gemeinsam mit einem Hintergrund auf, in dem ebendiese Unterscheidung ihren Sinn hat. Sie bringt auch jenen Bereich hervor, in dem sie Präsenz besitzt.

PÖRKSEN: Können Sie dazu noch Genaueres sagen? Lässt sich ein Beispiel finden?

MATURANA: Denken Sie nur an die folgende Situation: Es ist Abend, und Sie besuchen eine Party, reden mit ein paar Bekannten – und plötzlich berührt jemand Ihre Schulter. Sie drehen sich um und erkennen einen Freund, den Sie viele Jahre nicht gesehen haben. Ihr Freund taucht scheinbar aus dem Nichts auf. „Oh“, sagen Sie, „was machst du denn hier?“ Sie fragen ihn, woher er kommt, wer ihn eingeladen hat, wie er jetzt lebt. Und so weiter. Das heißt: Sie etablieren eine Geschichte, einen Bereich der Zusammenhänge, einen Hintergrund, der seinem Erscheinen einen Sinn gibt. Das plötzliche Auftauchen aus dem Nichts verliert auf diese Weise seinen Schrecken.

ERKLÄRUNG DER ERFAHRUNG

PÖRKSEN: Wenn Sie jede Wahrnehmung auf die Unterscheidungen eines Beobachters zurückführen, dann wäre es immerhin denkbar, dass die von ihm konstruierte Welt überhaupt nicht existiert. Und vielleicht sind ja auch die anderen Menschen, so könnte man dann weiterdenken, nur Fantasieprodukte und Einbildungen, Schimären eines einsamen Bewusstseins. Die Verfechter des erkenntnistheoretischen Solipsismus vertreten genau diese Auffassung. Stimmen Sie den Solipsisten zu?